

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =  
Gazetta militare svizzera

**Band:** 65=85 (1919)

**Heft:** 46

**Artikel:** Soldatenaberglaube (Fortsetzung)

**Autor:** H.M.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-35353>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 46

Basel, 22. November

1919

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 50 Cts. die ein-spaltige Petitzeile. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.  
Redaktion: Karl Schwabe in Basel.

**Inhalt:** Soldatenaberglaube. (Fortsetzung.) — Das Ludendorff-Buch. (Schluß.) — Tagebuch eines eidgen. Soldaten aus dem Aargau während des Feldzugs im Jahr 1815. (Fortsetzung.)

## Soldatenaberglaube.

(Fortsetzung.)

Bächtold gibt in seinem verdienstlichen Werk „Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube“, dem wir noch mehrfach begegnen werden, eine ganze Reihe solcher Vorzeichen an. Er schreibt: Wenn ein Hase den Weg des Kriegers kreuzt oder ein Fuchs in seiner Nähe heult, so zeigt ihm das den Tod an. Ein an einem Schlachttag zu seiner Linken oder von rechts nach links über den Weg fliegender Rabe ist ein Todesvorzeichen, fliegt er aber von links nach rechts, deutet er auf einen glücklichen Ausgang aus dem Kampfe. Als gutes Vorzeichen sieht er es an, wenn er einer Kuh begegnet. Unglück bringt es ihm, wenn an einem Streichholz mehr als zwei Zigaretten angezündet werden. Und Träume und Ahnungen und das zweite Gesicht, durch die nach im Volk sonst verbreiteter Anschauung Vorzeichen gegeben werden, spielen auch beim Soldaten eine große Rolle, wie die immer mehr anschwellende spiritistisch-okkultistische Literatur in zahlreichen Beispielen zeigt. . . .

Der Glaube an die Möglichkeit, einen Menschen unverwundbar und unbesiegbar zu machen, „kugelfest“, wie der landläufige Ausdruck lautet, scheint ein uralter Götter- und Kriegeraberglaube zu sein. Dabei ist der Umstand recht bemerkenswert, daß die Hieb- und Stichfestigkeit der Alten keineswegs als absolute Eigenschaft auftritt, sondern regelmäßig ein Vorbehalt besteht, eine Möglichkeit, den Zauber zu brechen, den Geschützten dem Kampfschicksal preiszugeben.

Der erste, der „fest“ gemacht worden ist, scheint der Held Ischfendiari des persischen Epos zu sein. Der biblische Simson ist so lange unbesiegbar, bis er seine Locken schneiden läßt. Achilles ist nur an der Ferse verwundbar, weil die Stelle nicht mit dem Styx in Berührung gekommen ist, als seine Mutter ihn eintauchte. Hier wird er denn auch tödlich verwundet. Der nordische Lichtgott Balder, das Sinnbild der Reinheit, ist unverwundbar durch gewöhnliche Waffen, nur der Mistelzweig kann ihm den Tod bringen, sobald er mit ihm geschlagen wird. Das tut der schlimme Loke, und Balder muß sterben. Siegfried ist fest gegen jede Waffe, doch die eine Stelle, die von einem Lindenblatt bedeckt war, als er im Drachenblut badete, wird ihm zum Verhängnis. So sind selbst die Götter

und Halbgötter der Gefahr des Getötetwerdens ausgesetzt, und es ist daher leicht zu verstehen, daß gewöhnliche Sterbliche, denen der Selbsterhaltungstrieb als Erbteil der Väter in die Wiege gelegt wurde, denen das kalte Eisen, später das graue Blei etwas Furchtbares sein mußte, nach Mitteln und Wegen suchten, um sich zu schützen. Daß da die Spekulation findiger Köpfe ein reiches Feld der Betätigung finden mußte und auch wirklich fand, dürfte einleuchten. So entstand allmählich eine besondere „Kunst“, die des „Festmachens“ oder „Hartmachens“, auch des „Gefrorenwerdens“ genannt, zu der noch die des „Bannens“ trat, die darin bestand, daß einzelne Soldaten oder gar ganze Abteilungen die Fähigkeit erhalten sollten, dem Feind das Vorrücken, ja die Bewegung überhaupt unmöglich zu machen, oft einfach dadurch, daß sie ihn starr ansahen. Aber auch da gab es mannigfaltige Vorbehalte, sei's, daß einzelne Körperteile nicht geschützt werden konnten, sei's, daß der Zauber versagen mußte, wenn im Zeremoniell, das meist ungemein kompliziert war, irgend ein Fehler begangen wurde, als der zu Schützende sich „festmachte“. Auch wurden zur Herstellung der Salben und Tränke außerordentlich schwer zu beschaffende Ingredienzien vorgeschrieben, deren Abwesenheit die ganze Prozedur unwirksam machte. Ob hinter dem Hokusfokus nur Schelmerei des Kundigen oder aber auch eine gute Dosis gesunden Soldatenhumors steckt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat der Glaube an die Mittel sich als ein sehr wirksames Gegengift gegen die Todesfurcht erwiesen und muß daher als ein psychologischer Faktor gebucht werden: Furcht und Todesschauer hatten für die glücklichen Gläubigen ihre Macht vollständig eingebüßt, und mancher überlieferte Zug von Heldenmut und Todesverachtung, von Tollkühnheit und rücksichtslosem Draufgängertum mag seine Wurzeln im Wahnglauben haben. Unbestritten liegt in all den Erscheinungen ein gut Stück Romantik, ja eigentliche Poesie, die mit der fortschreitenden Aufklärung verschwinden mußte. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß etwas Aberglauben gar nicht zu verwerfen sei. Hier finden wir nun die Begründung dazu. Mit dem Schwinden allen Aberglaubens müßte traurige Hoffnungslosigkeit einreißen, nackte Wirklichkeit, nüchterne Prosa, die in der Stunde der Todesnot keine Spur von Trost verleiht, wenn wenigstens der Soldat nicht durch und durch religiös veranlagt ist.

Die Kunst des „Festmachens“ nahm im 30jährigen Krieg einen gewaltigen Aufschwung, und es sind uns zahlreiche Rezepte überliefert, wie man vorging, um zum Ziele zu gelangen. Der eine verschrieb sich dem Teufel, der andere kaufte sich Passauer Kunst oder erwarb sich einen Passauer Zettel, der dritte verwendete Segen- und Zaubersprüche oder Schutzbriefe, wieder ein anderer trug ein Schutz-, Not-, Sieges- oder St. Georgs(Santjörgen)hemd. Noch heute gelten Amulette als schutzverleihend, und es sind zahlreiche Fälle bekannt, daß sie noch im Weltkrieg benutzt worden sind.<sup>1)</sup> Freikugeln fehlten das Ziel nie. Sie gehören also auch hieher, und die Waffensalben, die wenigstens im Balkankrieg noch hervorgetreten sind, wollen ebenfalls erwähnt sein.

Worin bestanden nun die verschiedenen Mittel?

Das Teufelverschreiben ist in der allerverschiedensten Art und Weise geübt worden. Das eigene Blut, Blutentzug, spielte dabei eine sehr große Rolle, ferner mußte der Kandidat eine Reihe gruseliger Prozeduren bestehen, um seine Kraft zu beweisen.

Die Passauer Kunst wurde zwar, wie unser Gewährsmann, der „alte k. u. k. Soldat“ schreibt, nicht in Passau erfunden, existierte vielmehr schon Jahrhunderte vor dem 30jährigen Krieg in verschiedenen Ländern. Sie wurde 1611 von dem Passauer Henker — man darf nicht vergessen, daß der Scharfrichter im Volksglauben ein mit besonderen Kräften begabter Mann ist, steht er doch zu allermeist mit dem Teufel im Bund oder unterhält doch zum mindesten nähere Beziehungen zu ihm, dem er so viele Seelen liefert! — Kaspar Neidhardt aus Heersbruck mit gewaltigem Erfolg unter den Soldaten verbreitet, die in Passau angeworben worden waren, und gelangte im 30jährigen Krieg zu höchster Blüte. Der „Passauer“, wie Neidhardt unter den Soldaten genannt wurde, verkaufte seinen Kunden für teures Geld talergroße Papierstücke, auf deren beiden Seiten kabbalistische Zeichen auf-

<sup>1)</sup> Einen bemerkenswerten Beitrag zum Thema liefert der im Flugkampfe gefallene Oberleutnant Hans Joachim Buddecke in seinem bei Scherl in Berlin erschienenen Büchlein „El Schahin (Der Jagdfalke). Aus meinem Fliegerleben“, das überhaupt tiefe Einblicke tun läßt in die Psyche des Soldaten. Er schreibt da: Man suche bei jedem Flieger — man wird immer irgend etwas finden, meist einen ganz schmutzigen Brustbeutel, mit komischen Sachen darin, ohne die es eben nicht geht, und auch der mutigste Mensch hat seinen kleinen Aberglauben.

Meist äußert der sich in der Kleidung, oft aber auch in Maßnahmen, wie z. B., daß ein Kamerad seinen Beobachter vor jedem Fluge nötigte, den Propeller zu streicheln.

Ob es bei Berthold Aberglauben war oder sonst irgend etwas — jedenfalls flog immer ein ganzer Laden mit Liebesgaben mit ihm. Zuerst legte er seinen Rock an, der eigentlich keiner mehr war, obgleich er als solcher im Frühjahr 1914 geboren, seinem Herrn bei allen wilden Sträußen treu gedient hatte. Auch der Bursche Bart war eine solche Erscheinung. Er war mit Berthold ins Feld gerückt, hatte sich bald als in keiner Weise entsprechend erwiesen, war stets von oben bis unten schmutzig — aber ohne Bart und ohne Rock ging es eben nicht. Ueber den Rock kam ein Pelzmantel, dann ein Schal, eine Hornbrille aufs Gesicht, eine große Fliegerbrille darüber, ein dicker, wollener Baschlik um den Kopf und darauf die Krone in Gestalt eines ölig braunen, ledernen Strandhütchens. Bursche Bart hatte diesen Talisman nämlich gewaschen — mit Wasser — der Hut war natürlich in Miniaturformat übergegangen, war also gar keine Kopfbedeckung mehr. Das machte nichts. Der Hut mußte dabei sein. Er mußte mitfliegen, wie auch der Rock. . .

geschrieben standen. Solche Zettel mußten unter besonderen mit allerlei Hokuspokus verbundenen Zeremonien verschluckt werden, von welchem Augenblick hinweg der Soldat gefeit war gegen Hieb und Stich, gegen Kugel und Schwert. Daß gewisse Vorbehalte gemacht wurden, ist selbstverständlich. Eine Nachahmung der Neidhardt'schen Papiere brachte der Passauer Student Christian Esenrath etwas später in den Handel. Auch sie werden als Passauer Kunst beschrieben, wurden aber nicht verschluckt, sondern als Amulette unter den linken Arm gebunden und schützten nicht gegen das Erwürgtwerden und Erschlagenwerden. Davon her mag es wohl kommen, daß im 17. Jahrhundert das Würgen ein so viel geübtes Mittel wurde, um unbeliebte Personen, namentlich Soldaten, aus der Welt zu schaffen.

Die „Kunst“ stand auch im 7jährigen Krieg in hoher Gunst. Die Zettel wurden später gedruckt und haben sich in den „Schutzbriefen“ bis auf den heutigen Tag erhalten, besonders bei den Bayern. Ich erinnere hier an die von Prof. Hoffmann-Krayer mitgeteilte Notiz aus der Pariser „Chronique Médicale“, betitelt „Leurs Fétiches“ mit dem Wortlaut: Les soldats allemands et autrichiens sont les plus superstitieux du monde; presque chaque trouper porte sur lui quelque talisman ou amulette avec la croyance que cela le préserve d'être tué ou blessé . . .

Wie schwer es ist, Glauben und Unglauben von einander zu trennen, eine scharfe Grenze zu ziehen, beweist der Uebergang der erwähnten Schriftstücke zu den Schutzbriefen und den Segenssprüchen für Krieger und Seeleute, die auch im verflorenen Weltkriege massenhaft in Erscheinung traten. Segen- und Zaubersprüche gibt es im Orient schon seit Jahrhunderten. „Wundzettel“, die eine Wunde nicht böseartig werden ließen, waren bei den „frummen“ Lanzknechten<sup>1)</sup> häufig. Hier handelte es sich wirklich um Bibelsprüche, die jedoch meist mit „heidnischen“ Floskeln vermischt erschienen. In großem Ansehen stand der „Papst Leonis-Segen“ mit ausschließlich christlichen Sprüchen und Tröstungen, der Benedikten- und Notseggen, der des Feindes Waffen bannte, und nur kabbalistische Zeichen kannte, der „flandrische Segen“, mit dem ein orientalischer Zauberer einen flandrischen Ritter „fest“ gemacht hatte und der im 30jährigen Krieg überall gefunden wurde. Damals herrschte auch auf diesem Gebiete Hochflut: Hirten, Schäfer, Scharfrichter machten schwungvolle Geschäfte mit Zaubersegen und Sprüchen, die das krauseste Zeug enthielten, hin und wieder aber auch sich durch Witz und Humor auszeichneten und oft mit dem gläubigen Käufer Hohn und Spott trieben. So ist uns ein Spruch übermittelt worden, der eine Summe von Wörtern enthält, die zwar keinen Sinn haben, obgleich der „Zauberspruch“ die Aufschrift trägt „Das Mittel folgender Schrift behüt't, daß dich kein Kugel trifft“. Stellt man jedoch die Mittelbuchstaben der Wörter zusammen, so ergibt sich die Weisung: Steh an einen Ort, da niemand hinschusetzt, da bist du sicher! Wer sich für solche Sachen interessiert, der lese Grimmelshausen's

<sup>1)</sup> Ich schreibe absichtlich nicht „Landsknecht“, sondern „Lanzknecht“ — in einem alten Druck fand ich „Lanzknecht“ — weil das Wort sicher keine Beziehung zu Land, wohl aber zu Lanze hat im Sinne von Gruppe, Abteilung.

„Abenteuerlichen Simplissimus“, wohl das beste Sittenbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges und deswegen von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Waren die Segen- und Zaubersprüche soldatisch kurz, so bildeten die ewig langen Schutzbriefe eine wahre Goldquelle für die Schreiber der damaligen Zeit, enthielten sie doch manchmal mehrere Kapitel aus der Bibel, ja ganze Evangelien. Gewissen Bibelstellen, schreibt Hanns Bächtold in seinem erwähnten trefflichen Büchlein, wird im Kriege großer Einfluß auf den Schutz des Lebens zugeschrieben, vor allem dem im Volksglauben überhaupt viel verwendeten Anfang des Johannesevangeliums und dem 91. Psalm. Wer die eine oder die andere dieser Bibelstellen, in ein Skapulier eingenäht, auf sich trägt, darf sich getrost in den Kampf begeben, es wird ihm nichts passieren. Solche Schutzbriefe sind außerordentlich verbreitet. Immer und immer wieder tauchten sie, die in Friedenszeit ebenfalls gegen alle möglichen Uebel am Leibe getragen und gegen Feuer unters Dach gelegt werden, in den Kriegen des 19. Jahrhunderts auf, und auf den Schlachtfeldern der Jahre 1866 und 1870 sind viele dieser Zauberbrieft gefunden worden, manche sogar, möchte ich beifügen, in reichster typographischer Ausstattung. Auch in unserem Jahrhundert wuchern sie üppig. Bekannt ist jenes Immediatgesuch, das von einem schlesischen Handwerker dem kaiserlichen Zivilkabinett zuzuging, als deutsche Truppen nach China zogen, und das die dringende Bitte enthielt, einen beigelegten Schutzbrief durch Druck zu vervielfältigen und jedem Soldaten ein Exemplar zustellen zu lassen. Nach der Angabe des Bittstellers, die dem verbreiteten Volksglauben entspricht, sei dieser Brief im Jahre 1729 in Schleswig-Holstein vom Himmel gefallen und schütze seinen jeweiligen Inhaber nicht nur vor jeder feindlichen Kugel, sondern auch vor Krankheit und sonstigem Ungemach. Ich füge bei, daß trotzdem der Eingabe natürlich keine Folge gegeben worden war, doch eine Menge Schutzbriefe von den Truppen nach China mitgenommen worden sind, wie auch jeder Boxer mindestens einen auf sich getragen hat — die europäische „Kultur“ hatte also vor der asiatischen in diesem besonderen Fall eigentlich nicht sehr viel voraus! Letzten Herbst, fährt Bächtold weiter, erhielt die schweizerische Sammlung soldatischer Volkskunde von einem in der welschen Schweiz ansässigen Italiener einen Schutz- und Himmelsbrief in französischer Sprache, der nach seiner Angabe aus dem 15. Jahrhundert stammt und den er zufällig fand, als er ein altes Möbelstück auseinandernahm. Durch ihn sei er, so beteuert er ausführlich, vor allen möglichen Gefahren bewahrt geblieben, und wenn er ihn einmal versehentlich nicht bei sich gehabt hätte, sei ihm sicher etwas passiert. Daß diese Schutzbriefe in sämtlichen Heeren im Gebrauch sind, zeigen Berichte aus allen europäischen Ländern. Ein in der Schweiz internierter deutscher Soldat, der verwundet in französische Gefangenschaft geraten war, schickte mir die Kopie eines Schutzbriefes und schrieb dazu: Ich trug ihn immer auf mir und glaubte daran. Aber trotzdem wurde ich verwundet und gefangen, weil ich einmal während eines Kampfes plötzlich den Glauben 15 Minuten verloren hatte. . . Vielfach heißt es auch, daß der Brief die Kraft verliere, wenn sein Träger ihn gelesen habe.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Ludendorff-Buch.

(Schluß.)

Eine sehr verschiedenartige Beurteilung hat seiner Zeit der deutsche Angriff auf Verdun gefunden, der im Frühjahr 1916 begonnen worden ist, als noch Falkenhayn die Operationen leitete, und über seine Berechtigung oder Nichtberechtigung ist manches Tintenfaß leergeschrieben worden. Viele wollten darin überhaupt nur eine Gelegenheit sehen, die dem deutschen Kronprinzen den Siegeslorbeer um die Stirne winden sollte. Ludendorff urteilt etwas anders, wobei aber immerhin eine gewisse Zurückhaltung festzustellen ist. „Verdun war als Angriffspunkt strategisch richtig gewählt. Die Festung war für uns stets ein außerordentlich empfindliches Ausfallstor und bedrohte unsere rückwärtigen Verbindungen ungemein, wie es der Herbst 1918 in aller Schärfe zeigen sollte. Geling es auch nur, die Werke des rechten Maasufers zu gewinnen, so wäre das ein voller Erfolg für uns gewesen. Unsere strategische Lage an der Westfront sowie die taktischen Daseinsbedingungen unserer Truppen im St. Mihielbogen würden sich erheblich gebessert haben.“

Der Angriff, der bekanntlich zu keinem durchschlagenden Erfolge geführt, dafür aber starke deutsche Kräfte gefesselt und verbraucht hat, ist dann eingestellt worden, als die Leitung der Operationen an Hindenburg und Ludendorff übergegangen und deutsche Streitkräfte gegen Rumänien freigemacht werden mußten. Er hätte, wie schon einmal gestreift worden ist, nach Ludendorff eigentlich bereits dann abgebrochen werden müssen, als er den Charakter einer Zermürbungsschlacht angenommen und der Gewinn nicht mehr im Einklang mit den Verlusten gestanden hatte. Aber trotz der Angriffseinstellung blieb Verdun ein offenes, Kraft fressendes Geschwür und es wäre richtiger gewesen, die deutschen Stellungen nach rückwärts aus dem Trichtergelände herauszulegen. Das traf namentlich auf das Jahresende 1916 zu, als die Franzosen noch einen geschickt geführten Angriff unternahmen, bei dem deutscherseits neben großen Verlusten an Kraft auch wichtige Stellungen verloren gingen.

Als im März 1917 an der Westfront von der deutschen Heeresleitung die große Umgruppierung erfolgte, durch die der zwischen der Scarpe und der Oise nach Westen ausspringende Bogen auf seine Sehne, d. h. auf die von langer Hand vorbereitete, von Arras über St. Quentin, La Fère nach Vailly verlaufende Siegfried-Stellung zurückgenommen wurde, hat es gleichfalls nicht an den heterogensten Motiven für diese Rückwärtsbewegung gefehlt. Eine durch keine Sachkenntnis beschwerte Tiftelei schloß dabei auf einen Umschwung vom Stellungen- zum Bewegungskriege, indem durch dieses Zurückweichen eine Art Anlaufgelegenheit zu einem neuen Angriff geschaffen werden sollte. Man hatte zwar allen Grund anzunehmen, daß es gerade dieser Gedanke kaum gewesen sein konnte, der die deutsche Umgruppierung veranlaßt hatte. Für die Einleitung eines Bewegungskrieges war das freigegebene Gelände zu klein, denn was bedeuteten nicht ganz anderthalb Tagesmarschtiefen für eine Bewegungsoperation. Auch würde die planmäßige Zerstörung des Geländes kaum praktiziert worden sein, wenn man das gleiche Gebiet wiederum zu einem Bewegungskriege auszunützen die Absicht gehabt hätte. Aus diesen Erwägungen heraus ist damals hier dar-